

Martha Weiser

Blitzlichter meines Lebens

Autobiographie

Leseprobe

EDITION
TANDEM

*Meinen Kindern
Eretrant, Wolfgang, Adelheid, Maria, Bernward und Johannes
in Liebe gewidmet*

Inhalt

Ein Wort zuvor	5
Erste Erinnerung – mein Vater	7
Meine Mutter	9
„Mama, bitte sperr mich ein!“	12
Untergang und Krieg	14
Die erste Wanderung	15
Unter Schock	16
„Da ist der Teufel los“	18
Erlebnis Weihnacht	19
Die Bibel	20
Nahe dem Tod	22
Der Bund „Neuland“	24
Obdachlos	25
Grinzing	26
Das Kloster Döbling	29
Dollfuß ermordet	31
Jüdische Familien	32
Hitler in Wien	33
Stift Nonnberg	36
Schicksalhafte Begegnung	41
Bramberg in Oberpinzgau	43
Zehn Jahre „nur“ Hausfrau und Mutter	47
Hochzeit und Krieg	47
Unsere Kinder	53
„Nur“ Hausfrau	56
Der Ruf in die Politik	59
Im Salzburger Landtag	63
25. Juli 2001 – Josef Klaus †	69

Land oder Stadt	73
Von der Legislatur zur Exekutive	75
Ja, die Sprechstunden!	77
Dienstbesprechungen	79
Der 11. September 2001	83
Faszination Hellbrunn	85
Wie es dazu kam	85
Ein Abend im Lustschloss Hellbrunn	86
Die Gesellschaft Hellbrunn	88
Das Steintheater – Reaktivierung	88
Das Fest	90
Aktion „Gesundes Salzburg“	99
Soziales	101
Essen auf Rädern	102
Hauskrankenpflege	103
Die Frauenhilfe	103
Spitalsdienst	105
Katastrophenhilfe Österreichischer Frauen	105
Der erste Pensionistenklub	109
Marschall Malinowsky auf Besuch in der Stadt	112
„Gott, was willst Du von mir?“	114
Das Jahr 1988	115
„Du hast Worte des ewigen Lebens.“	117

Ein Wort zuvor

Schon zu meinem 80. Geburtstag, das ist schon fast sieben Jahre her, schenkte mir mein Sohn Wolfgang dieses „Buch“ mit den leeren Seiten und meinte: „*Du hast soviel erlebt, schreib es auf!*“ Diese Worte hörte ich seither von vielen Freunden, wenn ich, angeregt durch eine nette Runde, etwas erzählte. Als mich das Katholische Bildungswerk in Salzburg für den März 1998 zu einem Abend bat, der „Erinnerungen“ hieß, war ich überrascht über das Echo. Endlich, jetzt, mit 88 Jahren, beginne ich wirklich damit, nicht ohne manches Bedenken! Es sollen keine Memoiren sein, dazu fühle ich mich zu wenig bedeutend und es ist auch komisch, immer von sich selbst zu reden, als wäre man so wichtig. Außerdem gibt es Dinge im Leben, die man nur einem Menschen oder nur Gott sagt und sagen kann. Diese fehlen hier. Es fehlen auch Tage, ja vielleicht Jahre, die nichts aufzuweisen hatten. Wer wagt zu sagen, dass es in seinem Leben keine verlorene Zeit gegeben hat, unwiederbringlich und nicht genützt? Gern möchte ich auch, dass es mir gelingt, keinen Menschen, der mir begegnet ist, zu kränken oder gar zu beleidigen und keinen, der mich gekränkt oder beleidigt hat, die versöhnende Hand zu verweigern. So wird es kein exakter Lebenslauf, sondern, wohl in chronologischer Folge, Lichter und Blitze, die mein Leben und mich selbst getroffen haben. Entscheidende Blitze, die das Werden des Menschen beeinflussen, aber auch traurige, ernste und heitere, die ich dankbar in mir verwahre. Euch, Erentraut, Wolfgang, Adelheid und Maria, aber auch Bernward und Johannes, die beide bereits in der Ewigkeit sind, sind diese Erinnerungen gewidmet. Vielleicht erwecken sie in euch ein kleines Echo, ein Lachen, ein Lächeln, ein Betroffen-Sein, eine Einsicht, ein Verstehen. Das wäre, was ich mir wünsche und was ich zuvor sagen wollte.

Erste Erinnerung – mein Vater

Meine erste Erinnerung aus meiner Kindheit ist der Blick auf ein totes Gesicht. Mein Vater starb an TBC als ich vier Jahre alt war. Jemand hielt mich am Arm hoch und, von oben herab blickte ich auf das tote Antlitz. Es hat sich mir für immer eingepägt, ein weißes Gesicht mit dunklen Haaren und dunklem Bart. Ich wusste nicht, was der Tod bedeutet, erst später verstand ich, dass dieses Antlitz der „Tod“ war. Keine andere Erinnerung von ihm kann mir sagen, wie mein Vater war, was für ein Mensch, ernst oder gütig, oder heiter. Nichts ist da. Nur dieses eine Bild, das bis heute klar in mir ist. Was ich sonst von ihm weiß, hat man mir erzählt.

Eine kleine Episode erzählte mir meine Mutter:

Wir besuchten meinen Vater in der Lungenabteilung des Krankenhauses. Es war ein schöner, sonniger Tag, wir saßen an einem Tisch im Freien, wahrscheinlich im Garten eines kleinen Kaffeehauses. Mein Vater hatte eine Schale Kaffee vor sich und trank daraus immer wieder einen Schluck. Da sah er wahrscheinlich meinen begehrlchen Blick und sagte: „*Magst auch kosten?*“ Da tat meine Mutter, als wäre sie ungeschickt, schob die Schale zu mir und warf sie dabei um. Es gab ein wenig Ärger, die Schale flog vom Tisch und ich konnte nicht mehr „kosten“. Meine Mutter hat mich vor Ansteckung bewahrt! Ich hörte, wie sie diese Geschichte Freunden erzählte. Die Sorge, dass ich TBC bekam, plagte sie noch lange. Die kleine Geschichte zeigt aber auch, man verschweigt dem Patienten den Ernst seiner Erkrankung. Vielleicht tut man das heute noch, so sagte einst ein sterbender Mann zu mir: „*Bitte, bitte sag meiner Frau nicht, dass ich sterben muss, sie würde das nicht ertragen.*“

Am selben Tag sagte mir die Frau: „*Sag bitte meinem Mann nicht, dass er sterben muss, er hat keine Ahnung!*“ Wenn dies auch aus Liebe geschieht, jedoch wissen sie nicht, dass sie die wertvollsten Lebens- und Liebesgespräche versäumen, die dem grausamen und unfassbarem Tod den Schimmer eines Trostes bringen. Mein Mann und ich haben einander versprochen, die Wahrheit zu sagen, und ich möchte diese letzten Gespräche nicht missen! Das gemeinsame Ertragen des Todes.

Mein Vater war Bäcker, solide und bescheiden. Er war älter als meine Mutter, sie war 18, er 45, als sie heirateten. Stell ich mir ihn so ruhig vor, weil er so ruhig da lag? Er ist mir ein Unbekannter geblieben. Jetzt, da ich selbst alt bin und immer mehr geliebte Menschen und Freunde diese Welt verlassen haben, denke ich öfter an ihn. Mein lieber, unbekannter Vater, danke für das Leben! Wo bist du? Existierst du? Werden wir einander kennen lernen? Könnte ich so fest und unerschütterlich glauben, wie es mein Mann Karl bis zum letzten Atemzug geglaubt hat, dass der Tod nicht das Ende ist? So stark ist mein Glaube nicht. Doch die Hoffnung ist da, und sie stärkt meinen schwachen Glauben.

Meine Mutter

Meine Mutter war eine einfache, bescheidene, kluge Frau. Ihr Lebensweg ist, für uns kaum mehr vorstellbar, hart. Geboren in der Slowakei in einem kleinen Ort bei Malacky, der Vater war Müller und sie war das elfte Kind der Familie. Ihre Mutter war 33 Jahre alt, hatte schon zehn Kinder geboren und starb bei dieser elften Geburt. Bei der Geburt meiner Mutter. Der Vater blieb mit den elf Kindern allein. Das war damals kein ungewöhnliches Schicksal. Es war normal, dass die Frauen jedes Jahr ein Kind auf die Welt brachten. Eine verantwortungslose Überforderung des Körpers der Frau, viele starben jung. Ein schmerzliches Kapitel des Leidensweges der Frauen. Erst in meiner Jugend versuchte man den Frauen zu helfen. Als wir jung verheiratet waren, ließ auch innerhalb der Kirche ein Theologe seine Stimme hören. Es war Bernhard Häring. Er verkündete, dass die Eltern beschließen sollten, wie viele Kinder sie verantworten können und nannte es die „Verantwortete Elternschaft“. Häring hatte deshalb viele Schwierigkeiten mit Rom auszustehen, wir aber, und mit uns sicher viele Ehepaare, die ein christliches Leben versuchten, waren und sind ihm dankbar geblieben. Und die Ärzte sagten es uns auch: Mindestens zwei Jahre braucht der weibliche Körper, um die Folgen einer Geburt wieder auszugleichen. Davon war zur Zeit meiner Großmutter keine Rede!

Meine Mutter war eine großartige Erzählerin. Ihre Kindheit ließ sie nicht los, und es war wie im Märchen. Ein Mann mit elf Kindern, vom Neugeborenen bis zu 14 Jahren, konnte auf Dauer nicht allein bleiben. So kam die Stiefmutter und sie war wie die Stiefmutter im Märchen. Hart zu den Kindern und

böse. Ihren Vater liebten die Kinder sehr. Er sah wohl, dass die Kinder zu wenig Liebe hatten, er konnte nur Einiges gutmachen. Eindringlich, mit echter Erzählergabe schilderte meine Mutter die Leiden ihrer kindlichen Tage. Schläge, bittere Worte waren ihr tägliches Brot. Abends wurde sie zum nächsten Bauern um Milch geschickt, sie musste durch einen finsternen Wald. Furchtbare Angst quälte sie. Besonders als sie glaubte, Schritte zu hören, die wieder stillstanden, wenn sie zitternd lauschte. Es war ihr Vater, der ihr (heimlich, wie sie sagte) nachgegangen war und seine Worte: „*Du fürchtest dich wahrscheinlich*“, bewahrte sie fürs ganze Leben als Kostbarkeit. Er nahm ihr die Milchkanne ab und nahm sie bei der Hand. Als sie mir das 40 Jahre danach erzählte, war die Liebe des Vaters für sie immer noch ein wunderbares Erlebnis. Vielleicht war es diese Liebe, die sie gütig, liebevoll werden ließ, ohne Verbitterung und Hass. Spät, sehr spät, meine Mutter lebte nicht mehr, habe ich dieses Land gesehen – die Ruinen der Mühle standen noch (jetzt sind sie ganz zerfallen) – und den schaurig schönen Wald, der bei Dunkelheit einem Kind wohl Ängste machen konnte.

Die Stiefmutter schaute, dass die Kinder bald aus dem Haus kamen und mit sieben Jahren traf es auch meine Mutter. Sie wurde nach Wien zu einer Familie als Kindermädchen ebracht und musste dort drei Kinder beaufsichtigen. Ihre lebhaften Schilderungen, ihr Heimweh, ihre Strafen für alles, was die Kinder anstellten, ihre Einsamkeit und Ratlosigkeit berührten mein Herz zutiefst. Sie ließen mich unsere Armut, denn nach dem Tod meines Vaters waren wir arm geworden, in einem neuen Licht sehen. Doch ich war nicht unglücklich, die Liebe meiner Mutter war mein Reichtum. Diese Jahre egten den Grund meiner Liebe für die Armut fest, die mich mein ganzes Leben begleitet. Zweifellos legte meine Mutter auch den Glauben an Gott in mein kindliches Herz. Nicht mit

Worten, ich erinnere mich an kein Wort über Religion, auch kann ich mich nicht erinnern, dass sie oft in die Kirche ging. Vielleicht hab ich das vergessen, aber eines blieb mir unvergessen: Ich muss so um die sechs Jahre alt gewesen sein, meine Mutter war wieder verheiratet, der Stiefvater war kein Böser. Wir schliefen in einem Raum der typischen Bassena-Wohnung im 13. Bezirk in Wien. Ich lag schon im Bett, es war schon dunkel. Meine Mutter kam herein, um ins Bett zu gehen, aber vorher verschwand sie auf dem Boden vor dem Bett und war da einige Minuten still. Ich wusste nicht, was sie da machte und fragte: „*Mama, was machst du denn da am Boden?*“ Etwas verlegen sagte sie: „*Weißt, ich bete ein bissl, bevor ich schlafen geb.*“ Jeden Abend erlebte ich es wieder. Sie kniete am Boden. Es machte mir großen Eindruck und unwillkürlich faltete auch ich die Hände. Mehr als jedes belehrende Wort, mehr als aller Religionsunterricht, gab mir damit meine Mutter den Glauben fürs Leben.

„Mama, bitte, sperr mich ein“

So soll ich meine Mutter immer gebeten haben, wenn sie mich bei Nachbarn in Gewahrsam geben wollte. Nach dem Tod meines Vaters war meine Mutter gezwungen, arbeiten zu gehen, um uns zu erhalten. Da sie keinen Beruf erlernt hatte, ging sie in die Fabrik. Nie habe ich erfahren, was sie da eigentlich arbeitete. Ich wusste nur, dass sie nicht daheim sein konnte. Was tun mit dem Kind? Bei wohlmeinenden Nachbarn war ich so unglücklich, bis endlich meine Bitte erhört wurde: „*Bitte, sperr mich ein!*“ Meine Mutter wagte es einmal, und nachdem sie mich bei der Heimkehr wohlbehalten und sogar beglückt wirkend vorfand, erfüllte sie mir, wohl mit viel Bangen, den sehnlichen Wunsch.

Es mag unglaublich und schwer verständlich sein in der heutigen Zeit der Kindergarten-Betreuung, dass ich diese Zeit, alleine in der Wohnung, als glückliches, ja wichtiges Ereignis meines Lebens betrachte, aber es ist so. Vom vierten bis zum sechsten Lebensjahr, als ich sechs Jahre alt war, heiratete meine Mutter wieder, muss es gewesen sein. Ich war glücklich, ja, wirklich glücklich. Ich spielte und lebte alle Märchen, erdachte neue. Die Zeit wurde mir nie lang. Ich weiß noch, dass der Kachelofen der König war, der mir auch das Essen brachte, das wohl vorbereitet in der Warmhalte-Mulde des Ofens bereit stand. Was ich alles machte, erdachte ist mir nicht in Einzelheiten in Erinnerung, ich war jedoch sehr glücklich. Wenn ich Menschen wollte, öffnete ich das vergitterte Fenster, das von der Küche auf den Gang sah, stellte meinen kleinen Kaufmannsladen auf das Fensterbrett und brauchte auf Besucher nicht lange zu warten. Ich verkaufte zur Freude der Kinder

Mutters Zucker zur Gänze, gegen Papierschnitzel als Geld. Zucker war damals in dieser Notzeit eine Kostbarkeit. Das erzählte mir meine Mutter und sie fügte hinzu: „Aber ich schimpfte gar nicht, weil du mir so leid tatest“. Ich tat mir nicht leid, ich lebte in einem unglaublichen inneren Reichtum. Diese zwei Jahre machten mich weder verrückt noch griesgrämig, sie schenkten mir für mein Leben die Gewissheit, dass Alleinsein nicht Einsamkeit sein muss, sondern Leben aus der Tiefe sein kann.

Untergang und Krieg

Das alles geschah vor dem Hintergrund der sterbenden Monarchie und des ersten Weltkrieges. Von dem allen ich nichts wusste. Nur zweimal traf ein kleiner Strahl des Weltgeschehens das Kind: Es gab kein Licht, auch die Petroleumlampe war erlöscht, keine Kerze im Haus. „*Es ist Krieg*“, sagte meine Mutter bedrückt. Ich konnte mir nichts vorstellen unter „Krieg“, aber nach der Stimme meiner Mutter musste es etwas Grauenereregendes sein.

Einmal erzählte mir meine Mutter: „*Ich ging auf der Straße, da schrie ein Zeitungsverkäufer: ‚Extra-Ausgabe, Extra-Ausgabe – der Tod unseres Kaisers, der Tod unseres Kaisers!‘*“ Meine Mutter schien Jahre danach von diesem Ruf noch ergriffen zu sein, und mich traf er rätselhaft schmerzlich. Wieder ein unvergesslicher Tag!

Ist es nicht unfassbar, dass ich sage, ich hatte eine glückliche Kindheit? Ja, jetzt weiß ich es. Ich hatte eine Mutter, die mich liebte, wie ich war. Das alleine war und ist das Glück der Kindheit.

Die erste Wanderung

Ich muss so fünf Jahre alt gewesen sein und spielte vor dem großen Miethaus, in dem wir wohnten. Da packte mich ein Drang, in die Welt zu gehen und nahm mein Küberl und Schauferl und ging los. Ich erinnere mich gut an diese Lust, in die Welt zu gehen. Niemand beachtete mich, ich sah die Menschen nur als Füße und Beine, denn höher blickte ich nicht, und schaute nur geradeaus. Ich kam von der Beckmannngasse (damals im 13. Wiener Bezirk) bis zur Johnstraße. Das ist für eine Fünfjährige eine ganz schöne Wanderung. Dort setzte ich mich an den Rand eines Vorgartens und betrachtete staunend „die Welt“. Die vielen Menschen, die Straßenbahn und mit besonderem Interesse die Eisenbahn, die dort über ein Viadukt fuhr. Keine Spur von Angst war in mir. Inmitten der Menschen war ich in meiner gewohnten Einsamkeit. Noch heute kann ich dieses Staunen über die Welt, in der ich bin, erleben sowie mir auch die Beglückung des Einsamseins geblieben ist. Aber dann wurde mein Verschwinden bemerkt, alle Suche blieb vergebens, man suchte ja nur in unserer Straße, und voller Angst verständigte meine Mutter die Polizei. Nach zwei Stunden (mir war die Zeit nicht lang geworden!) redete mich ein Polizist an und brachte mich heim. Auf die Frage, warum ich weggegangen sei, soll ich in aller Ruhe gesagt haben: *„Ich wollte nur den Zug fahren sehen.“* Es war mein erstes Fernweh, das mich im Leben noch oft heimsuchen sollte.

Unter Schock

Ich muss so um die 14 Jahre alt gewesen sein, als ich ein bestimmtes Buch las. Meiner Erinnerung nach war es von Leo Weismantel, bin aber nicht sicher, denn ich habe nie nachgeforscht. Ich wollte und will es auch heute nicht mehr lesen.

Es schilderte im Mittelalter die Todesstrafe an einer Frau. Sie wurde an zwei oder gar vier Pferde gebunden, und die Pferde wurden in die entgegengesetzte Richtung getrieben. Sie zerrissen den Leib der Frau. Das Bild dieser Zerrissenen ließ mich erstarren. Ich konnte nicht mehr weiterlesen. Wie ein furchtbarer Abgrund stand zum ersten Mal die Erkenntnis vor mir, was Menschen bewusst einander antun können. Bisher hatte ich das nicht gewusst. Ob diese Frau schuldig war oder nicht, spielte für mich keine Rolle. Es traf mich wie ein Schlag. Nächstelang quälte ich mich mit dieser Erkenntnis ab, konnte nicht schlafen, wälzte mich in Qualen herum und begann unter Schmerzen, das Böse im Menschen zu sehen. Ich konnte mit niemandem darüber reden. „*Mein Gott*“, sagte ich mir immer wieder, und es war ein verzweifelter Anruf, eine verzweifelte Frage, die mir bis heute geblieben ist. Es war nicht nur das grausame Mittelalter, es gab immer wieder furchtbare Grausamkeiten, immer wieder die Frage: „*Wie kann das Böse so stark im Menschen sein?*“ Bis zum Krieg in Jugoslawien, zuletzt im Kosovo. „*Wie kann ein Mensch den anderen quälen, martern, in ihn hineinstechen, töten, ein Baby zerschneiden?*“ Mein Gott, ich bin in meinem langen Leben doch keinem Menschen begegnet, dem ich so etwas zutraue, und doch sind alle Grausamkeiten der Welt von Menschen geschehen, von Menschen „*wie Du und ich*“. „*Mein Gott, wie kannst Du, der Du doch Erbarmen hast, damit*

existieren, muss denn das Böse sein? Es muss doch auch Dich schmerzen und erschüttern, wenn es ein 14-jähriges Mädchen dazu treibt, nicht mehr leben zu wollen?“ Fragen, Rufe nach Verstehen sind bis heute ins hohe Alter geblieben und sind bis heute unbeantwortet und nur, wenn sich die Seele müde beugt, kann ich in mancher Stunde ergeben sagen: „Herr, ich weiß es nicht, ich fasse es nicht und es bleibt mir, wenn ich leben will, nichts anderes als dass ich alles Unverstehen, alles Grauen, alle Furcht, alles Böse in Deine Hände lege. Du wirst mich doch einmal alles ‚sehen‘ lassen. Du trocknest doch die Tränen der Menschen, Du liebst uns doch, Du liebst uns doch ...“

Ja, ich wollte damals wirklich nicht mehr leben, saß im Dunkeln auf einer Stiege im Haus und dachte darüber nach, wie ich mich umbringen könnte. Es war gut, dass ich den Mut dazu nicht fand. Aber dieser Stachel, die ungelöste Frage nach dem Bösen brennt bis heute in mir.

„Da ist der Teufel los“

Es muss im Jahr 1927 gewesen sein, da gab es in Wien die ersten Aufstände, den ersten Streit zwischen den Schwarzen und Roten. Wir wohnten im 17. Bezirk, in der Schadinagasse und uns gegenüber war eine Wachstube der Polizei. Aus einem mir damals nicht bewussten Grund, gab es abends einen Angriff auf die Wachstube. Menschen überfielen sie, schleppten alles was sie nur konnten, Stühle, Tische, Bücher, Akten, heraus auf die Straße und zündeten den Haufen an. Bald war auf der Straße ein großer Brand, und immer wieder schleppten die Leute Sachen heraus und warfen sie aufs Feuer. Dabei schrien sie und rannten und hüpfen um das Feuer. Vom zweiten Stock aus sahen wir zu und besonders die Frauen sind mir in Erinnerung, die mit offenen Haaren um das Feuer sprangen, schrien. Ich verstand nur „*Nieder, nieder!*“ Niemand erklärte mir, was da vor sich ging, einer sagte nur: „*Da ist der Teufel los!*“ Der Teufel? Das fiel mir in die Seele. Der Teufel? Ist das die Lösung der Frage nach dem Bösen? Nein, denn wenn es so wäre, ist noch immer die Frage ungelöst, warum es ihn geben muss, den Teufel.

Erlebnis Weihnacht

In dieser Zeit gab es ein Weihnachtsfest, das mir unvergesslich geblieben ist. Es war in einer Zeit des Krieges und der Armut. Es gab ein kleines Bäumchen mit einigen Silberfäden, an ein Essen erinnere ich mich nicht. Meine Mutter war traurig, weil sie mir nichts schenken konnte und ging zu unserem Greißler und holte einige Farbstifte und ein Heft zum Zeichnen. Das legte sie mir unter das kleine Bäumchen. Irgendwie war ich kurze Zeit allein im Raum, sah die Silberfäden am Bäumchen und es überkam mich so ein Glücksempfinden, das ich nie wieder erlebte. Es war einfach das Glück der Weihnacht, ein Geheimnis, ein Bethlehem, „*Gott ist geboren, unter uns*“, ich kann es nicht richtig beschreiben, es war das Glück des Lebens. Seither ist es mir nie mehr in solchem Maße geschenkt worden. Aber seither weiß ich, dass nicht reiche Geschenke die Heilige Nacht so wunderbar machen, sondern die Nähe eines liebenden Gottes und die in Liebe gegebene kleine Gabe, einige Farbstifte und ein Heft.

Viel später las ich Rilkes wunderbaren Satz: „*Denn Armut ist ein großer Glanz von Innen.*“ Ja, das weiß ich, das erlebte ich.

Die Bibel

Bis zu meinem 19. Lebensjahr war ich in Wien, habe die Stadt nicht verlassen, doch ich liebte die Großstadt nicht, ich sehnte mich nach Bäumen und Wiesen. Stundenlang wanderte ich allein durch den Wienerwald, mein Lieblingsweg war von Neuwaldegg (wir wohnten damals in Hernals) nach Hütteldorf. Da gab es Einsamkeit, Stille, wunderschöne Wege, Rast bei einem gestürzten Baum. Selten begegnete mir ein Mensch und ich hatte ein Buch mit, das mich heute noch begleitet. Die Bibel, das Neue Testament. An diesen einsamen, von der Schönheit der Natur geprägten Wanderungen erfasste mich die Faszination dieses Mannes aus Nazareth. Seine Worte fielen in meine armselige, schwankende, unwissende Seele wie ein Blitzstrahl. In unglaublicher Klarheit erkannte ich: Da liegt die Lösung, das ist das Leben. Die Bergpredigt nicht als unerfüllbare Vision nur für Heilige, sondern als ein Anruf auch an mich kleinen, unbedeutenden Menschen, auch an mich als verzagender, sündiger Mensch. Bis heute ist mir diese Faszination geblieben, ich lese sie immer noch, die Bibel, und die Worte Jesu bekommen immer wieder neuen Klang, neue Bedeutung und treffen mich wie damals mitten ins Herz. Von der Kirche aber war ich damals weit entfernt. Ich fand keinen Zugang. Es war wie eine Mauer, die Eucharistie war mir verschlossen, der Religionsunterricht ließ mich kalt. Die Worte Jesu in der Bibel und die Kirche. Ich fand keine Übereinstimmung.

Auch der Geschichtsunterricht stellte mir das Leben der Menschen und das politische Geschehen dar. Als Machtkampf, als Intrigen, als Mord, als Krieg, als menschenverachtende Grausamkeit und ich fragte mich erschüttert: *„Und das sind die Menschen!? Und so ein Mensch bist du auch?“* Die Bibel aber, die

mir mit 14 Jahren in die Hände fiel, brachte mir die Antwort und Lösung, ja Erklärung: so wie dieser Jesus, so ist der Mensch. Er ist gut!



Martha Weiser mit ihren Kinder
Erentraut, Wolfgang, Adelheid und Maria.

Martha Weiser

Geboren am 8. März 1913 in Wien

1917 Tod des Vaters, Mutter alleinerziehend in großer Armut, trotzdem glückliche Kindheit

Nach der Volksschule: „Neuland-Schule“ in Wien Döbling

Anschließend Ausbildung zur Volksschullehrerin in der Lehrerbildungsanstalt in Wien Döbling

Übersiedlung mit Mutter und Stiefvater nach Wiener Neustadt

Erzieherin in der Klosterschule Nonnberg, Salzburg

Volksschullehrerin in Bramberg/Pinzgau

1939 Heirat mit dem akad. Maler Karl Weiser

1941 Geburt der Tochter Erentraut

1941-1945 Kriegsdienst von Karl Weiser

1944 Geburt und Tod des Sohnes Bernward

1946 Geburt des Sohnes Wolfgang

1949 Geburt der Tochter Adelheid

1950 Geburt der Zwillinge Maria und Johannes,
Tod des Johannes

1951 wieder im Schuldienst – Volksschule St. Andrä
Volksschule Nonntal

1952-1959 Rege Vortragstätigkeit im Rahmen des Katho-
lischen Bildungswerkes in Salzburg und Bayern

1959 Berufung in den Salzburger Landtag als Landtags-
abgeordnete

1964 Nominierung als erste weibliche Stadträtin in Salzburg
Bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 1975 startete sie
viele Initiativen zur Verbesserung der Lebenssituation
der Menschen, vor allem der älteren Generation

1971-2001 Organisatorin „Fest von Hellbrunn“

1988 Tod ihres Ehemannes Karl Weiser

1989-1991 Aufarbeitung des künstlerischen Nachlasses von
Karl Weiser

Gestorben am 5. März 2008, 3 Tage vor ihrem 95. Geburtstag

Martha Weiser
Blitzlichter meines Lebens
Autobiographie

Titelbild: Karl Weiser
Deckenfresko in der Berchtold-Villa

Gestaltung: Volker Toth
Lektorat: Karin Buchauer
Druck: Florjancic, Maribor

© 2021 EDITION TANDEM, Salzburg | Wien
www.edition-tandem.at

ISBN 978-3-904068-49-9

Hintergrund zu diesem Buch

Die Berchtoldvilla war über lange Jahre die Wohnung und Arbeitsstätte der Familie Weiser.

Martha Weiser hat bei ihrem Auszug der Stadt Salzburg als Eigentümerin das Zugeständnis abgerungen, aus der Berchtold-Villa ein Haus der Kunst zu machen, heute auch Sitz der art bv Berchtoldvilla Berufsvereinigung Bildender Künstler.

Eine Gedenktafel am Haus erinnert nun an das unermüdliche Wirken von Martha Weiser. Gestaltet hat sie der Künstler Paul Raas. Dabei hat er ein Zitat aus den bislang unveröffentlichten Lebenserinnerungen von Martha Weiser verwendet. So kam dann auch die Idee zu diesem Buch, damit vielen Menschen die Bedeutung dieser charismatischen Frau zugänglich ist.